Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 28

Artikel: Gottfried Keller

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639614

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

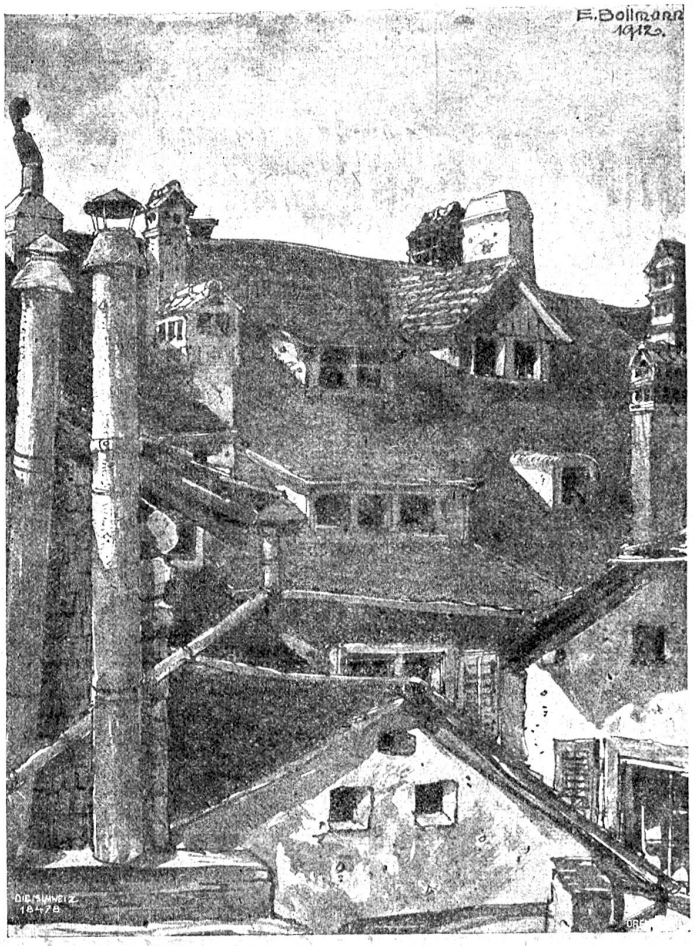
Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gottfried Keller.

Zu seinem 100. Geburtstage, 19. Juli 1819.

Es gehört zu den schönsten Vorrechten unserer akademischen Jugend, daß ihr durch die Schule die Tore geöffnet sind zur Welt der großen Dichter. Ein Mysterium ist diese Welt für den, der nicht in rastloser Arbeit die verschlungenen Geisteswege jenen Führern nachwandern kann auf die Höhen der Erkenntnis. Zu den großen Dichtern aller Zeiten gehört Gottfried Keller. Sein Dichtertum umfaßt eine Geisteswelt, zu der man ohne Führung und Schulung schwerlich ganz vordringen kann. Diese Tatsache wird schon äußerlich belegt durch die reiche Literatur, die sich an das Dichtertum Gottfried Kellers knüpft. Man spricht längst von einer „Keller-Forschung". Mittelpunkt dieser Geistesarbeit ist Zürich, Ausgangspunkt das Forschermaterial, das Professor J. Bächtold in seinem dreibändigen Werke „Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher" (1893 u. ff.) zusammengetragen hat. Mit Bienenfleiß haben die jungen Literaten aus der Schule Adolf Freys, Emil Ermatingers, Oskar Walzels, Harry Maynes u. a. den Keller-Stoff durchgearbeitet. Zahllos schier sind neben den zusammenfassenden Gesamtbildern, wie sie etwa Otto Brahms, Ricardo Huchs, Albert Kösters, Otto Stoeßls Keller-Bücher und die jüngsterschienenen ausgezeichneten „Sechs (G. Keller) Vorträge" von Gustav Steiner (Verlag Helbig & Lichtenhahn, Basel) darstellen, die Einzelstudien über Kellers Wesen und Schaffen. Unter diesen letztern wären besonders hervorzuheben das Buch von Dr. Hans Kriesi: Gottfried Keller als Politiker (Verlag Huber & Cie., Frauenfeld), von dem später an dieser Stelle noch die Rede sein wird, und das fein ausgestattete Werklein „Gottfried Keller, Heimat und Dichtung" von Emil Bollmann (Zeichnungen) und Fritz Hunziker (Begleitwort) aus dem gleichen Verlage. Wer heute ein tiefergehendes Keller-Studium beginnen will, der legt sich die Neubearbeitung des Bächtoldschen Keller-Werkes von Prof. Dr. Emil Ermatinger zu; sie ist 1915 in erster und 1918 in dritter Auflage im Cotta'schen Verlag erschienen. Wer aber nur nach einer raschen Orientierung strebt, der greife zu den obengenannten „Sechs Vorträgen" G. Steiners oder zu dem hier schon angekündigten trefflichen Keller-Büchlein von Theodor Greyerz, dem wir mit Erlaubnis des Verfassers und Verlegers das nachstehend abgedruckte Kapitel „Des Dichters Leben" entnehmen.



E. Bollmann: Ausblick vom Hause zur „Sichel", in welchem Gottfried Keller fast dreissig Jahre wohnte.

Gewiß, nur intensives und gründliches Studium dringt zur vollen Erkenntnis von Gottfried Kellers Wesen und Bedeutung vor. Aber trotzdem und gottlob ist Gottfried Keller nicht bloß eine Angelegenheit der Akademiker. Wenn je ein Dichterwerk Allgemeingut eines Volkes, ja sagen wir des Volkes geworden ist — denn sie gehören nicht ausschließlich dem Schweizervolke, sondern ebensogut dem deutschen Volke an —, so sind es Keller Bücher. Dieser Tatsache wird man sich bei Anlaß der zahlreichen Geburtstagsfeiern in der Schweiz und in ganz Deutschland herum mit Dankbarkeit bewußt werden. Kellers Bücher werden vom Volk gelesen und verstanden. Sie offenbaren sich in steigendem Maße den verschiedensten Erkenntnisstufen. Freilich nur dem unverdorbenen Geschmacke und nur den mit dem künstlerischen Sensorium Begabten. Zum Glück gibt es solcher Genußfähigen genug auch im einfachen Volke.

Nicht die künstlerische Form allein macht den Wert der Kellerschen Bücher aus; sie adelt zwar das Kunstwerk und gibt ihm die Kraft, zu wirken. Die eigentliche Wirkung aber liegt im Gedanklichen, in der Gesinnung der Kellerschen Dichtungen. Keller ist wie Gotthelf eine Pestalozzi-Natur. Der Wille des Guten und zur Verbreitung des Guten wirkt mit elementarer Kraft in diesen Volkspädagogen. Bei Gotthelf manifestiert er sich in derber Beredsamkeit, bei Keller zurückhaltender, aber nicht minder eindringlich. Aber während hinter Gotthelfs Schriften nur der Pfarrherr von Lützelflüh steht in seiner zugeknöpften Selbstgerechtigkeit, steht hinter Kellers Büchern der ganze Mensch: der schwache, von Leidenschaften bedrängte, der kämpfende, oft unterliegende, oft auch siegende Mensch. Was im wahrhaft guten Menschen sich stets und durch alle Zeiten wiederholt als das ewig Menschliche nach Goethes Wort: das ewige, mühevolle, titanische Sichselbsterlösen und Sichselbstfinden, das hat Keller erlebt und geschildert. Dieser Parallelismus des Lebens und der Dichtung ist es, den Gottfried Kellers Dichtergestalt so hervorragen läßt und der ihn neben die Olympier Goethe und Schiller und neben einen Rousseau und einen Pestalozzi stellt.

Keller predigt uns eindringlich: Tüchtigkeit, Wahrhaftigkeit, Selbstvertrauen. Es sind ausgesprochene Volkstugenden. Wenn er diese Tugenden besingt, dann klingt seine Harfe besonders voll und rein. Im Unterton klingt die Liebe zum Heimatlande durch. Keller ist im besten Sinne des Wortes ein Vaterlandsdichter. Darum auch ist für uns Schweizer der 19. Juli ein hoher Festtag. Diese Freudenstimmung jedem Volksgenossen, auch dem ärmsten und geringsten, bewußt werden zu lassen, möge der Ehrgeiz der jungen Geschlechter werden. H. B.

Des Dichters Leben.

In recht engen und kleinen, doch nicht unglücklichen Verhältnissen und Zeiten ist unser Dichter geboren und aufgewachsen. Er ist ein Kind des Handwerkerstandes, also des Kleinbürgertums, im Gegensatz zu seinem fast gleichaltrigen Zeitgenossen und Mitbürger C. F. Meyer, der einer Zürcher Patrizierfamilie angehörte. Während dieser

in einem alten Herrenhaus vor der Stadt aufwuchs, ist der Schauplatz von Kellers ersten Lebensjahren das Niederdorf, jener engste und unfreundlichste Stadtteil des alten Zürich, in dem die Gassen und Gäßlein von schmalen, hohen, oft fünfstöckigen Häusern eingefaßt sind. In einem derselben, dem Haus „zur Sichel", hat er vom zweiten bis fast zum dreißigsten Lebensjahre gewohnt. Es erinnert dort nichts mehr an ihn als eine Tafel an der Vorderseite des Hauses, das heute bis in die höheren Stockwerke als Metzgerei eingerichtet ist; wer die alten, steilen Treppen emporsteigt, erhält aber den Eindruck, daß vor 100 Jahren die innere Einrichtung von ähnlicher Enge und Bescheidenheit gewesen sein mag.

Immerhin war es keine gemütliche Mietkaserne, wie sie heute Tausenden von Kindern und Familien in Zürich als Wohnstätte dient, sondern das väterliche Haus, das Eigentum des strebsamen, begabten und bildungsfreudigen Drechslermeisters Rudolf Keller, der als junger Ehemann hier eingezogen war und einer schönen Zukunft entgegenzugehen schien. Er war vom Lande gebürtig, aus Glattfelden bei Eglisau, hatte dann jahrelang im Ausland, besonders in Wien, gearbeitet und nach seiner Rückkehr in das Heimatdorf die Tochter des dortigen Arztes, Elisabeth Scheuchzer, geheiratet. Er muß ein schwungvoller, interessanter Mann gewesen sein, der den Aufstieg des Kleinbürgertums, wie er sich in den zwanziger Jahren vollzog, mit tatkräftiger Begeisterung herbeiführen half und besonders die Bildung seines Standes in Schule und Vereinen, durch Zeitungen und Bücher hochschätzte, ein wahrhaft gemeinnütziger, nur auf Gutes und Edles gerichteter Mann, dabei durchaus praktisch auf das Nächste bedacht. Leider starb er früh und der jungen Witwe war nun die Erziehung und Erhaltung des erst fünfjährigen Gottfried und seiner etwas jüngeren Schwester Regula allein überlassen. Diese Mutter war eine äußerst brave, tüchtige, auch fromme Frau, die das Leben des Sohnes mit Klugheit und Folgerichtigkeit begleitete und zu leiten suchte, was ihr allerdings nicht immer gelang. Stets aber war sie zur äußersten Aufopferung bereit, um ihm den Weg ins Leben zu erleichtern, und der Sohn hat ihr in seinen Briefen wie im „Grünen Heinrich" eine tiefe Dankbarkeit gezeigt, wenn er sich auch bewußt war, wieviel Sorge und Kummer er ihr durch seinen Charakter und seinen Lebensgang bereiten mußte. Denn dieser Junge war von Anfang an ein sehr „eigenes" Kind, ganz anders geartet als die nüchterne und sparsame Mutter, die immer auf das Nützliche und Notwendige ihren Sinn gerichtet hielt: er lebte mit Vorliebe in der Phantasie, „dichtete", d. h. ersann eine Welt für sich und war sehr eigenwillig, manchmal trotzig und verschlossen; dann wieder gab er sich leichtsinnig und keck dem Einflusse seiner Kameraden hin. In der Schule war er im allgemeinen kein übler Schüler; er lernte gern und mit Erfolg; doch brachte ihn sein oft merkwürdiges Benehmen früh mit den Lehrern in Konflikt und der Vierzehnjährige wurde sogar aus der öffentlichen Schule ausgewiesen, weil er an einem Umzug gegen einen ungeschickten Lehrer teilgenommen hatte. Dieser schwere Eingriff in seinen Bildungsgang, den er kaum verdient hatte, brachte seine Entwicklung für lange aus dem ordentlichen Geleise. Er war im Grunde ein braver, durchaus nicht bösartiger Charakter; aber er wußte nicht recht, was er mit sich anfangen sollte.

Am wohlsten fühlte er sich bei den Verwandten auf dem Lande, wo ein freier und wohlwollender Ton herrschte im Gegensatz zu den engen Verhältnissen und Urteilen in der Stadt; dort betätigte er auch mit einigem Erfolg, jedenfalls mit großem Eifer seine bescheidene künstlerische Begabung, und als schließlich die Mutter und der Vormund sich für einen Beruf entschließen mußten, erklärte der Sechzehnjährige, er wolle Kunstmaler werden. Ungern ging man zuletzt auf diesen Wunsch ein: denn die Brotlosigkeit eines solchen Berufes stand so ganz im Gegensatz zu der bescheidenen finanziellen Lage der Familie, wie auch zu der Lebensauffassung von Handwerksleuten, bei denen die Richtung aufs Praktische, aufs Geldverdienen natürlich vorherrschte.

Der Junge bekam nun Unterricht, zunächst bei zwei Zürcher Malern; aber beim ersten lernte er nichts Rechtes, weil dieser mehr Handwerker als Künstler war, und der zweite, ein begabter, aber leichtsinniger und geistig nicht normaler Mensch, verschwand plötzlich, als eben der Unterricht für Gottfried im besten Gange war. So faßte die Mutter den schweren Entschluß, ihren Sohn nach der Kunststadt München ziehen zu lassen, wo einige seiner Bekannten demselben Beruf oflagen. Der junge Keller hatte es schwer in der Fremde; die sehr bescheidenen Geldmittel, die die Mutter jeweilen nur mit größter Schwierigkeit aufbrachte, indem sie Schulden auf das Haus, ihr einziges Besitztum, eingehen mußte, waren rasch erschöpft, lange bevor die Kunst deren Jünger etwas eintrug. Dieser lebte, so sparsam er es bei seinem Künstlerblut vermochte; es ist bemühend, aber doch rührend, die zahlreichen Bittbriefe zu lesen, die er aus der fernen Stadt an die bekümmerte Mutter richtete. Immer versichert er, wie er sich einschränke, wie er aber doch für Kleidung und Nahrung, dann wieder für Farben, Leinwand und Rahmen zu seinen Bildern unumgängliche Ausgaben bestreiten müsse. Er suchte die Mutter, die ihm ihre Sorgen über seine burschikose Lebensweise — er gehörte einer Art Verbindung der Schweizerstudenten an und hantierte mit Fechtsäbel, Bierglas und Mundwerk als echter Student — immer wieder mit einem unerschütterlichen Glauben an seinen dereinstigen Erfolg in der Kunst und mit einem schlichten Vertrauen auf Gottes Hilfe zu trösten und zu beruhigen.

Aber gegen das Ende der zweieinhalb Jahre dauernden Münchner Zeit stieg ihm das Wasser bis an die Kehle. Er hatte zwar fleißig in seinem Beruf gearbeitet, eifrig Landschaftsstudien aufs Papier geworfen und auch einige Gemälde auf Leinwand geschaffen, die sich sehen lassen durften; aber ein unbarmherziges Pech verfolgte ihn bei den Versuchen, sie an den Mann zu bringen: ein Bild brannte ihm an, als er es zum Trocknen an den Ofen gestellt hatte; ein anderes, das er an die Ausstellung nach Zürich sandte, litt auf der Reise Schaden, kam zu spät an und wurde nicht verkauft. Der nahezu Verzweifelnde bemalte schließlich in München in einem Keller Fahnenstangen mit blauweißer Farbe für ein Krönungsfest, nur um dem Hunger zu entrinnen, und trug die ihm lieb gewordenen Landschaftsstudien, eine nach der andern, zu einem Trödler, der ihm für das Stück ein paar Kreuzer bezahlte. Zuletzt blieb ihm nichts übrig, als seine sieben Sachen zu packen und als „Abgebrannter" zu seiner bekümmerten Mutter zu pilgern, um bei ihr wenigstens eine letzte Zuflucht zu finden.

Die nächsten Jahre, etwa von 1842—45, waren äußerst traurig für Mutter und Sohn. Der nun Dreiundzwanzigjährige wußte nicht recht, womit er seine Tage ausfüllen sollte und verlor den Glauben an den Erfolg seines Strebens in der Malkunst. Er wurde immer verschlossener und einsamer, wanderte, las ohne rechte Befriedigung allerlei und schrieb beschaulich-romantische Tagebücher; er befand sich in einem fast hoffnungslosen Zustand, nicht ganz unähnlich demjenigen C. F. Meyers in den fünfziger Jahren, bevor dieser in der Westschweiz eine Erfrischung und Befreiung erlebte.

Für Keller brachte die Rettung das politische Erwachen und Streben seiner Zeit. Herweghs „Gedichte eines Lebendigen", die anfangs der vierziger Jahre in der Schweiz erschienen, weckten ihn zu radikalem Denken und Dichten; er schloß sich dem Kreise junger deutscher Flüchtlinge um Follen an, die die demokratischen Ideale — es waren ja auch die seines Vaters gewesen — hochhielten und eine Neugestaltung Europas in diesem Sinne herbeiführen wollten. In der Schweiz selbst war für die deutschen Schwärmer das Streben nach Einheit lebendig geworden, und man scheute

im Kampf gegen die Pfaffen und Aristokraten die stärksten Worte und Mittel nicht, welche rasch zum Ziele führen sollten. Die Freischarenzüge wurden von den jungen Demokraten unternommen, um die Jesuiten aus Luzern zu verjagen. Keller machte mit Wort und Tat mit, verfaßte seine Jesuitenlieder und zog mit der Flinte auf dem Leiterwagen aus, um die Philister zu schlagen. Er war ein richtiger Pfaffenfresser; immerhin ist er nicht, wie Frau Regel Amrains Jüngster, bis nach Luzern gekommen und dort in Gefangenschaft geraten, sondern hat noch zeitig den Heimweg angetreten.

Die deutschen Freunde in Zürich hatten bald das dichterische Talent des eigenartigen, charaktervollen Demokraten erkannt und durch ihre Bemühungen war schon 1846 eine Sammlung von „Gedichten eines Autodidakten" im Druck erschienen, die seine Erstlinge enthält und ihm besonders bei den unentwegten Politikern unter der jungen Garde Freunde warb. Doch fanden diese, man sollte dem Dichter noch Gelegenheit geben, seine Bildung im Ausland zu erweitern, und sie erreichten es, daß ihm von der Zürcher Regierung ein Stipendium bewilligt wurde. Mit diesem in der Tasche reiste er 1848 vergnügt und hoffnungsfreudig nach der Studentenschaft Heidelberg, um dort höheren Studien obzuliegen, die seinen Gesichtskreis erweitern und ihm Stoff für seine Dichtungen sollten entdecken helfen. Er dachte dabei hauptsächlich an die dramatische Kunst; aber sein Leben und Schaffen in Deutschland führte ihn dann in einer ganz anderen Richtung zu der Meisterschaft im Epischen, die wir heute bewundern.

In Heidelberg zogen den jungen Dichterphilosophen, den schon in Zürich die letzten Lebensfragen, überhaupt die Erfassung des Daseins durch das Denken lebhaft in Anspruch genommen hatten, besonders die Vorlesungen des kühnen Weltweisen Ludwig Feuerbach über das Wesen des Christentums und der Religion an. Diese beeinflußten ihn so stark, daß er dem bisher tief in ihm wurzelnden Glauben an einen persönlichen Gott und an ein Jenseits für immer den Abschied gab und sich fortan nur noch mit den Wirklichkeiten des diesseitigen Lebens befaßte. Er lehnte folgerichtig und hartnäckig bis zu seinem Tode für seine Person jedes Bekenntnis und jede Betätigung kirchlich oder dogmatisch formulierter christlicher Gesinnung ab; doch zeigt sich in seinen Werken ein nicht gewöhnliches Verständnis für die sittliche Seite des Christentums, der er sich durchaus nicht verschloß. Gegen alle, die irgendwie die Religion als Deckmantel oder als behagliches Ruhekissen zu verwenden suchten, hatte er den unbarmherzigen Spürsinn eines Gegners. Die Vertreter des geistlichen Standes liebte er im allgemeinen gar nicht und war leicht geneigt, in ihnen die Wölfe im Schafspelz zu wittern. Doch ist er nicht ein fanatischer Atheist geworden; in manchen Gedichten und Erzählungen, namentlich auch in seinen Bettagsproklamationen, ist es, wie wenn der alte Glaube in feierlicher Stimmung auf Augenblicke von neuem über ihn gekommen und ihn beglückt hätte, so wenn er in der Stille der Nacht ausruft:

Der letzte leise Schmerz und Spott
Verschwindet aus des Herzens Grund;
Es ist, als tät' der alte Gott
Mir endlich seinen Namen kund.

Keller war eben zu sehr Dichter und als solcher Verkünder und Statthalter tieferer Wahrheit, als daß er sich den Kräften, die in einem schlichten Gottesglauben liegen, hätte verschließen können.

(Schluß folgt.)

Der Friede zu Versailles.

I.

Vor kaum mehr als fünf Vierteljahren wurden die Russen gezwungen, die harten Bedingungen des deutschen Siegers zu unterzeichnen. Damals sagte man voraus, der Krieg werde nicht zu Ende sein, es sei denn, daß der Sieger in der Ausführung des Friedens Konzessionen machen und um realer Vorteile willen die völlige Ausbeutung seiner augenblicklichen Macht vergesse.

Man darf dieselbe Voraussage auch für den Versaillerfrieden machen, ohne fürchten zu müssen, falsch zu prophezeien. Die Deutschland auferlegten Bedingungen sind zwar nicht so hart, daß sie nicht erfüllt werden könnten . . . im Fall nämlich, daß die Deutschen wirklich so viel Selbstverleugnung und nach den schrecklichen Entbehrungen der fünf verflossenen Jahre noch den Mut aufbringen könnten, ohne Aussicht auf bescheidenen Gewinn für das eigene Leben zu arbeiten und der nächsten Generation dasselbe Los zu lassen. Da dieser Fall undenkbar ist, die Deutschen schon durch den schlechten Willen allein die Ausführung der Bußparagraphen sabotieren werden, der französische Nationalismus aber hetzend auf jede Erscheinung der Sabotage in Deutschland weisen wird, so muß aus der andauernden Spannung die beständige Forderung tönen: Revision! Und je größer die Gegensätze, um so gewaltsamer muß sich die Revision vollziehen.

Einstweilen macht es den Anschein, als ob sich die deutschen Regierungsparteien ehrlich an die Ausführung des Vertrages machen werden. Das Ministerium Scheidemanns, das sich formell an das „Unannehmbar" gebunden hatte, trat zurück und überließ seinem mehrheitssozialistischen Nachfolger Bauer die Pflicht, in Versailles die Formalität der Unterzeichnung zu erfüllen, ließ ihm auch den Wehrminister Noske mit seinen nachgewiesenermaßen in den Händen der Junkerpartei befindlichen Freiwilligenkorps, daneben den ganzen alten rettungslos verknöcherten Bureaukraten- und Materialistengeist der Partei. Kein Wunder, daß die Machthaber in Paris ängstlich und mißtrauisch nach Berlin blickten und der friedlichen Gesinnung der Unterzeichner nicht über den Weg trauten. Wirkliche oder erdichtete Alarmtelegramme aus den polnischen Provinzen warnten vor junkerlichen Aufstandsversuchen. Clémenceau verlangte von Berlin die feste Erklärung, daß man solchen Machenschaften keinen Vorschub leisten werde. Sofort drohte die Regierung der Demokraten in Weimar mit Anklagen auf Hochverrat allen denen, die dem Gebot von Paris zuwiderhandeln möchten und enthob sogar für eine halbe Woche den General Hoffmann von seinem Kommando. Würden solche Drohungen nicht von der Regierung Bauer ausgesprochen, so könnte man darin die erste Abwendung der Mittelparteien von der Reaktion sehen. Beschleunigte Reformen müßten die Gefahr einer Zertrümmerung des schwer geschädigten Staatsorganismus beschwören.

Aber es versteckt sich bloß Furcht vor Paris in dieser Drohung und ein Versuch, durch Gefügigkeit den Sieger gnädig zu stimmen. Denn man wird ihn gebrauchen können, ob früh oder spät, wenn die Revolution von links zu einem neuen Ansturm ausholt, oder wenn die Monarchisten, sobald sie nur einmal Luft gekriegt haben, trotz aller Anklagen auf Hochverrat ihre Pläne wieder aufnehmen werden. Die erste Gelegenheit rückt nahe: Die Scheidemannpartei schaut nicht umsonst mit besorgten Augen zu, wie London den Prozeß Kaiser Wilhelms vorbereitet. Wer weiß, was die Militärpartei plant . . .! Vielleicht, so denkt die gemäßigte Regierung, werden sich die Franzosen dann zu Milderungen erweichen lassen, wenn sie sehen, daß Bebels Erben weder die alten, noch die neuen Todfeinde der westlichen Zivilisation unterstützen . . . Vielleicht . . .!

Man wird also in der nächsten Zeit die sporadisch aufflackernden Streiks und ebenso die Bewegung der Junker im unbesetzten Deutschland beachten müssen, trotzdem sich die Sieger nach der Unterzeichnung in Versailles nun an die Erledigung der Probleme im Donau-Balkangebiet machen wollen. Denn von der innern Entwicklung Deutsch-